

Günter WOHLFART: *Zen und Haiku oder Mu in der Kunst HaiKühe zu hüten nebst anderen Texten für Nichts und wieder Nichts*. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1997. Mit 10 Abbildungen und 18 Kalligraphien, 183 S. (= RUB 9647)

Dieses Buch ist eine Sammlung, und zwar eine ganz private. Auf den privaten Charakter weist der Autor zu Anfang zweimal hin („Als letzte Mahnung mir selbst zugeeignet“ S. 7, und – für den Lateiner – „*mihi ipsi scripti*“ S. 11). Es ist eine Sammlung in doppelter Hinsicht: Einmal eine Zusammenstellung von drei bereits veröffentlichten Texten (davon 2 Vorträge) zu Zen und Haiku, die der Autor hier neu überarbeitet präsentiert. Zum anderen setzen sich die Texte über Zen und Haiku selbst aus so vielen Zitaten zusammen, daß wir auch hier wieder von Sammlungen sprechen können. Dazu gesellt sich ein „*tractatus poetico-philosophicus*“, eine weitere, kräftig durchmischte Zitatensammlung: So stamme das Motto des Haiku von Laozi, und die Maxime des *haijin* laute „*less is more*“, wobei zwei Zeilen weiter ergänzend darauf hingewiesen wird, daß ein Haiku mehr als ein japanoider Siebzehnsilber sei. Aha! Aufgelockert werden die „unwissenschaftliche Vorschrift“ und die „gelehrten Bemerkungen“ mit eigenen Haiku (?), Haiku-Übersetzungen (Bashô) und anderen Gedichtformen, die ihrerseits wieder als Mischungen aus Haiku-Elementen, *kôan*, moderner Poesie und „blöder Sprüche“ (S. 43) erscheinen. Diese Gedichte oder Wortkombinationen, die mir persönlich zum Teil gut gefallen, stehen in mal erkennbarem, mal weniger erkennbarem, mehr oder weniger lockeren Zusammenhang „mit geizigem Pinsel gefertigter Tuschspuren“ (S. 9, damit meint der Autor mit asiatischer Bescheidenheit die jeweils eine Seite einnehmenden chinesischen Schriftzeichen) und den sog. „zehn Ochsenbildern“, wodurch das Büchlein eine äußerst großzügige und schöne Ausstattung erhält.

Es ist zwar bemerkenswert, was der Autor hier aus Ost und West zusammengetragen hat, teilweise wirken die Texte aber auch viel zu überladen. Dabei fällt auf, daß Wohlfart – was den Osten betrifft – seine Information nicht aus Originalquellen bezieht, sondern aus englisch- und deutschsprachigen Texten, die ihrerseits wiederum höchstens als Tertiärliteratur zu bezeichnen sind. Bei genauerer Betrachtung werden sie sich sogar als Quartär-, Quintär- oder X-tärliteratur erweisen. Durch dieses manchmal dogmatisch anmutende Abspulen von weichgekauten Zen-Weisheiten nähert sich der Autor dem, was er selbst karriert: „Eine Philosophie des Zen wäre keine von eulernensten gelehrten Käuzen, die geschützt von dichtem sekundär- und tertiärliterarischem [sic] Blattwerk im Erkenntnisbaum hocken, stolz auf ihr mit pedantischem Dünkel gezüchtetes philosophisches Zwergobst.“ (S. 15). Diese „hermeneutische Hürde“, d. h. sich selbst nicht direkt mit der Materie befassen zu können, birgt nicht nur die Gefahr, Vorgekautes eventuell überschnell zu übernehmen, sondern bringt auch noch manch Zweifelhafte mit sich. So schreibt der Autor eingangs (S. 11) von „kleinen hölzernen Brettern“ in Zen-Tempeln, auf denen „Sieh unter deine Füße“ stehe und kommentiert: „Meistens aber sehen wir gerade das nicht, was unter den Füßen ist. Unter den Füßen ist der Weg.“ Damit wäre der Einstieg zum Zen geschafft, nur, ich bin mir dabei nicht sicher, ob der Autor die Schilder mit der Aufschrift „*ashimoto ni gochûi*“ meint. Das hieße dann weiter nichts als „*Watch your step!*“. Es birgt aber auch die Gefahr, vieles zu übersehen. In dem Kapitel „Froschsprung-Wasserton“ geht es um das Schweigen, und auch hier wieder hauptsächlich in Form einer Zitatensammlung. Aber wo bleiben die chinesischen oder japanischen Beiträge zu diesem interessanten Thema, zu dem der Osten gewiß einiges beizutragen hat? Dennoch, die Verflechtung dieses Themas mit der anschließenden Interpretation Bashôs berühmten Froschsprung-Haikus machen diesen Abschnitt sehr lesenswert,

obwohl ich ab der zehnten Variation des Themas (Reden ist Silber, Schweigen ist Gold) manchmal gern aufgeschrien hätte: „So schweige er doch endlich!“ Manchmal vermag ich auch nicht der Argumentation des Autors zu folgen, wie im Kapitel „Zikadenzirpen“, wo es um Metapher und A-Metapher geht. Dort wo keine Metapher ist, konstruiert er eine (S. 162, „Das Zikadenzirpen durchdringt den Felsen wie ein [...] (Stein-) Bohrer.“), die dann negiert wird, um schließlich aufgelöst zu werden, um zur A-Metaphorik zu gelangen. Das Nicht-Folgen-Können liegt bestimmt auch an der – um an die Terminologie anzuknüpfen – „*kôan*-Haftigkeit“ seiner Argumentation: „Im Hinblick auf diese Aufhebung der Metapher könnte auch von einer ‚Metapher ohne Metapher‘ gesprochen werden.“ (S. 165). Aber wen es nicht stört, daß der Text auch hier wieder größtenteils aus Zitaten (streckenweise sind ganze Passagen aus Zitaten konstruiert) besteht, findet wieder viel Nützliches und Anregendes. Auch in diesem Kapitel geht es um die Interpretation eines Haiku, die, wie auch schon bei der Besprechung des Froschsprung-Haiku, mit einem Vergleich von Haiku-Übersetzungen verbunden ist. In diesen beiden Kapiteln zeigt der Autor tieferes Haiku-Verständnis, und seine Interpretation ist als eine Interpretation durchaus akzeptabel. Aber auch hier wird, wie so oft, wieder der Fehler begangen, die favorisierte Version gegen andere Interpretationen auszuspielen und zu implizieren, es könne „die eine wahre“ geben. Die aber kann und wird es nicht geben, und unter der Voraussetzung, das hermeneutisch und sprachlich korrekt und gut gearbeitet wurde, können wir nur für jede Interpretationsvariante dankbar sein. Der Autor macht im Vorwort deutlich, worauf es ankommt. Er nennt seine Texte „prosaischer, eurasischer Gedanken-Mischmasch für Nichts und wieder Nichts,“ die „im südfranzösischen Midi entstanden [sind], die meisten nachmittags“. Und als solches sollten sie auch gelesen werden, als Mischmasch für Nichts und wieder Nichts (was hier nicht pejorativ gemeint sein soll!), am besten unter der Sonne Südfrankreichs, vielleicht mit einem Glas Rotwein dazu. Der Titel zeigt die Verbundenheit von Haiku und Zen, eine Kombination, die sich schon als festes Bild in unsere Köpfe eingepreßt hat. Wer das Buch liest, um etwas Genaueres hierüber zu erfahren, wird enttäuscht: Auch wieder nur massenweise Zitate aus der „Zen-Ecke“, der überzeugende Nachweis steht noch aus. Im Übrigen ist der Titel äußerst langweilig. Der Untertitel hätte sich besser auf dem Umschlag gemacht: „Mu in der Kunst HaiKühe zu hüten nebst anderen Texten für Nichts und wieder Nichts.“¹

Robert F. Wittkamp, Köln

1 S. a. die kursorische Besprechung von Wolfgang Schamoni in: *HOL*, Nr. 23 (Nov. 1997).